

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

118 (22.5.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 22. Mai

des „Volkstfreund“

Nummer 118 — 1915

Das Brieflein der Gottesmutter.

Eine Kriegsdichtung von Richard Schiller-Salzbrunn.
Zuerst waren bayerische und sächsische Bataillone durchmarschiert. Dann folgten preussische Regimenter Tag um Tag. Erdrückt, neugierig und mit stillen, wortlosen Zorn sahen die Einwohner des flandrischen Städtchens Y. diese endlose, in eisernem Takte rasselnde Menschenfette hindurchziehen. Wo blieb die eigene Armee, wo die Engländer, wo die französischen Freunde, daß dieses unheimliche deutsche Vorwärtsdrängen aufgehalten werden konnte?

Endlich rückten die Verbündeten aber doch an. Und nun blieben die guten Bürger nicht nur ungeduldige Zuschauer, sondern sie wurden rücksichtslos hineingerissen in das fürchterliche Getriebe der Kriegsmaschine. Der Marsch der Deutschen sollte aufgehalten werden; aber für die gab es nur ein Geheiß: durch. Das Städtchen lag harmlos um die Heeresstraße herumgebetet. Jetzt, wo die Heereskolonnen auf dieser Straße aneinanderprallten, war die Stadt im Wege und in seinen Gäßchen rangen hunderte von Menschen gegeneinander um freie Bahn. Mit Entsetzen sahen die Bürger den Straßenkampf an ihren alten Renaissancegiebeln vorbeiziehen und schrien auf bei dem Geul der Geschosse und dem Zusammenstürzen alter ehrwürdiger Patrizierhäuser.

Als dann die Deutschen, unbefümmert um allen Widerstand ihr eisernes durch erzwingen hatten, und die Gegner jeden weiteren Versuch des Aufhaltens aufgaben, da waren aus dem Städtchen nur zwei schwälende Trümmerhaufen rechts und links der Straße geblieben.

Und mitten durch zog unbeirrt der eiserne, rasselnde Heerband der Deutschen.

Über dem Chaos drüben auf der höher gelegenen Seite des Städtchens ragt noch erkennbar das Wahrzeichen der Stadt empor: die formensatte Jesuitenkirche. Italienische Hochrenaissance und robuster niederländischer Barock haben der Giebelfront der Kirche Schönheit und gesunden trotzigen Schwung gegeben. Und noch jetzt, zu Häupten der zerrümmerten Patrizierhäuser ragt die Schönheit des Gebäudes heraus über alles andere. Es ist als ob das Prinzip der Schönheit und der Kunst noch mit letzter Anstrengung triumphieren wollte über den zermalmenen Mechanismus des Kriegs, der nur Kraft und Gewalt als seine bewegendsten Prinzipien kennt.

Und mit sterbender Schönheit deckt der Giebel die Reste des ihm angebauten Kirchenschiffes. Man sieht von vorne nicht, was hinter der Fassade in wilder, zerrissener Trauer in den trüben Herbsttag hineinstarrt. Das ganze berückende hellbunte Innenleben eines Tempels der katholischen Christenheit, in dem die gesteigerte Phantasie von der Gloria des höchsten Begriffes jede Neuerung der Kunst in den Kultus dieses Begriffes gezwungen hat, ist nackt und bloßgelegt. Regenschwere Stürme ragen durch die Galerien und Kapellen und singen ein härteres Lied als sonst die Orgel es sang. Die Winde lecken und zerren grausam und unbarmherzig an den herrlichen Fresken Rubensischer Schüler, und an den Brüstler Spitzen des flatternden Martusches. Es ist als ob des heidnischen Odin wilde Wollenjagd den andern Gotteskult hinweg fegen wollte für alle Zeiten. Es ist ein plastisches, überwältigendes Bild des Bergehens dessen, was Menschengestalt und Menschenhand zur Verherrlichung des höchsten Gedankens geschaffen und erkornen haben. Kein Dach schirmt mehr das heilige Gerüt dort unten. Die bunten Marmorsäulen mit den goldenen Kapitälchen tragen nicht mehr das ganze Gewölbe, dessen mit höchster Vollendung gemalte Verperspektive das goldene Jerusalem mit seiner ewigen Glückseligkeit ahnen ließ, sondern nur noch armselige bemalte Deckenreste. Und an den Säulen lehnen die verkrüppelten Reste weißer Studheiliger: Kriegsgesichter, die trotz aller Heiligkeit unterlegen sind dem allgewaltigen Gott Mars.

Nur eine Skulptur ragt unverleht heraus aus dem Chaos. Sie trägt den goldzerfetzten Baldachin der Kanzel. Es ist eine Pietätsgruppe mit dem steinern gefesselten Schmerz, wie ihn der große Michelangelo für alle Kunstgeschlechter geschaffen hat.

Vor diesem Bildwerk steht in einsamer schmerzlicher Verunkenheit ein junger Priester. Auf seinem Antlitz hat schweres Leid und asketischer Zorn tiefe Linien gegraben. Seine Stätte geistlicher Arbeit war hier. Hier sind alle seine Sinne durch bildnerische und musikalische Verjüngungen konzentriert worden um den höchsten Eifer zu wecken, den ein Mensch im Dienst für seine größte Sache braucht. Und nun haben diese Barbaren, diese protestantischen Barbaren aus der Stätte des höchsten Zweckes diesen Trümmerhaufen gemacht.

Er hat sich hergeschlichen zur heiligsten Mutter aller Zeiten. Die Schmerzreiche wird auch seinen Schmerz empfinden können. Von ihr will er sich seinen wilden Gäh weichen lassen, der über ihn gekommen ist beim Anblick solchen Frevels. Mit dem Kreuz und dem Schwert soll man die Welt zusammenscharen gegen solch Barbare. Bahn um Bahn — den Kreuzweg gegen die Barbaren des zwanzigsten Jahrhunderts. Aus der Zerschmetterung der Freiheit erst kann der Sieg der reinsten Religion, die so geschändet wurde durch den Sektizismus unserer Zeit entstehen. Er fühlt einen neuen Peter von Amiens in sich erwachen und seine fiebernden Augen suchen nach einem Zeichen auf dem Antlitz der Gottesmutter. Aber das ist auf den toten Sohn in ihren Armen gerichtet. . . . Und sonderbar, ihm ist, als habe auch er schon solche Mitleid auf sich gerichtet gefühlt. Mit diesem Blick einer Welt voll Liebe hat ihn auch seine flämische Mutter umfaßt als er auszog ein Mann an einem großen Werk zu werden. Der Blick der Gottesmutter aber ist mehr. Er spricht einen Himmel voll Liebe und eine Hölle voll Schmerzen aus.

Und der Priester fühlt erschauernd, daß es in der Welt doch noch größeres Leid geben muß wie das Seine um ein zerstörtes Seeligtum.

Da fällt sein Blick von ungefähr auf ein besudeltes Blättchen Papier, das in den Marmorfalten der Gottesmutter hängt. Er sieht es genau, es ist mit Blut besudelt und es sind große zitterige Schriftzeichen darauf. Er greift hastig darnach als könne er jetzt ein Zeichen der Göttlichen erblicken. Mühsam entziffert er die Worte:

Heilige Mutter, laß mich nicht verderben — ich habe eine Mutter daheim; ihr bricht das Herz wie Dir, wenn ihr Sohn zu Grunde geht. Laß mich hier bei Dir das Leben halten oder gib meiner alten Mutter ein Zeichen, wo ich geblieben bin. Ein vergessener deutscher Soldat. Es geht ein flammender gelotischer Zug über das Antlitz des jungen Kaplans. Hat Gott ihm seinen Feind in die Hand gegeben? Seine Sinne werden zum Marmorantlitz der Gottesmutter gezogen. Und wieder fühlt er, wie dieses Antlitz von einem ganz andern Schmerz redet, einem Schmerz, der viel heißer brennen und tiefer wurzeln muß wie der Seine: vom Schmerz der Mütter, die ihre Söhne opfern müssen. Und spricht nicht auch der Brief des deutschen Soldaten von solch einem Mutter Schmerz? Ist dieses Soldatenleben aber wirklich ein Barbarenleben, das noch in der Stunde der eigenen grenzenlosen Verlassenheit nur an den Schmerz der Mutter denkt?

Und mit einem Male fühlt er es — greifbar, groß und klar: daß sein Leid dem großen Menschenleid unendlich fremd gegenübersteht, und daß das Leid der Gottesmutter Menschenleid und nichts anderes ist. Aber wer Menschenleid nicht verstehen könnte, kann der denn die Menschenliebe fassen, deren Priester er doch sein soll. Und hat nicht auch im Grunde der Nazarener das tiefste Menschenleid auf sich genommen, weil sein großes Herz so übergewaltig war von der Liebe zu den Menschen? Und wenn in dem Herzen dieses Großen kein Platz war für den Gäh, sollte er, der Priester dieses Großen, denn hoffen dürfen. . . . Es wird hell und lichter in ihm, und in dieser Stunde entbrennt sich ihm das wirkliche Wesen aller Religion: die Menschenliebe. Was ist eine zerstörte Kirche mit all ihrer künstlerischen Herrlichkeit und der Trauer eines Priesters gegen ein einziges zerstörtes Menschenleben, um das ein verlassenes Mütterlein trauert?

Und dem Priester rinnt Träne um Träne über das blaße Gesicht. Viele solcher Tränen schafft der Krieg, wieviel Menschenliebe wird begraben auf den zerkampften Schlachtfeldern einer ganzen Welt. Es fehlt an Hohenpriestern der Menschenliebe, dieser Religion, aller Religionen. Wären ihrer mehr, hunderttausende, Millionen, dann brauchte die Größe des Menschengeschlechts nicht erst aus der Vernichtung und dem Gäh immer wieder erst neu geboren zu werden.

Und lachend, leuchtend irrt sein Blick über das Trümmerchaos in der Kirche. Aber keine Trauer spricht mehr aus den Augen. Die Zerstörung gerade hat ihm ja erst das neue Bekenntnis gebracht.

Da hört er drüben aus dem umgestürzten Chorgestühl der Domberrn leises Niesen. Ist es der wüste Novemberwind? Sein Auge sucht scharfer; plötzlich auf der zusammen. Dort drüben im Chorgestühl liegt einer von den feldgrauen Barbaren, die seine Kirche zerstört haben. Aber nur einen Augenblick steigt ihm das heiße Gefühl des Hasses hinauf bis in die hämmernenden Schläfen. Dann hat ihm schon die neue Religion fest in ihrem Bann. Hierher kniet der Priester neben dem bewußtlosen deutschen Infanteristen. Kein Gefühl des Mitleids gegen den „Feind“ kommt ihm auf. Nur das eine ungestüme Drängen hat seine Seele erfasst: einer Mutter Sohn zu retten, einen neuen Priester der Menschenliebe dem Leben, der neuen und doch so alten, nur so selten geoffenbarten Religion zu erhalten. . . .

Aus feldpostbriefen.

Eine abenteuerliche Rettung. Eine wunderbare Errettung vor der sicher drohenden Gefangenschaft wird in einem Feldpostbrief geschildert, den die bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinende Zeitschrift „Meer Land und Meer“ in ihrer neuesten Nummer veröffentlicht.

Zwei Leute einer Landwehrbatterie waren auf Räubern als Patronen ausgepackt worden, um die Stellung der Feinde zu erkundigen, und fanden sich plötzlich ringsum von Franzosen eingeschlossen. Überall tauchten Nothosen auf, und um die Ohren pfeifen und saufen ihnen die Granaten. Die Feinde hatten die beiden noch nicht bemerkt. Die beiden schlugen sich nun seitwärts in die Getreidefelder und fanden hier einen Schützengraben, dessen steile Mäuer durch wechselnde Höhe und starken Regen derart zerfallen waren, daß ansehnliche Erdmassen mit geringem Kraftaufwand eingestürzt werden konnten. Hinter ihnen und zu beiden Seiten tauchten überall Feinde auf und ein heftiges Alleingewehrfeuer setzte ein. Sie schienen unrettbar verloren.

Da kam ihnen plötzlich ein einleuchtender Gedanke: „Wenn wir die lockeren Erdmassen des Schützengrabens über uns decken würden — das wäre vielleicht die einzige Möglichkeit, dem Feinde zu entkommen.“ So rasch der Gedanke aufkaufte, so rasch war er auch ausgeführt. Erst wurden die Mäuer vom Schützengraben abwärts in das Weizenfeld geschleift; dann sprangen wir zurück, legten uns in die schmale Rinne und lösten mit unseren Händen die löchernen Mäuer des Grabens. Bald waren unsere Körper so weit mit Erde bedeckt, daß nur mehr Hände, Schufter und Gesicht freilagen. Auch diese mußten bedeckt werden. Es war ein nachsinniger Gedanke, der in uns aufgetaucht und dessen Ausführung im Falle des Mißlingens einen jämmerlichen Erstichtungsstich für uns zeitigen konnte. Wir beteteten uns in der Nähe eines fließenden Baches so, daß unsere Körper zusammenstießen. Das Erdreich links und rechts davon war bereits über uns hereingezogen und der noch stehende mittlere Erdblock sollte nun, mit weinender Kraft zum Einsturz gebracht, unsere noch bloßliegenden Körperteile bedecken. Wir hofften die lohmige Erde so über uns zu bringen, daß sie gleich einer Platte unseren Oberkörper überdeckte. Gelang dieses Kunststück nicht, brach und zerbröckelte die Lehmmasse, dann hätten wir eventuell zu erwarten, daß zum mindesten die Bewegungsfreiheit unserer Arme vollständig gekemmt oder wir gar, unter der Erdmasse begraben, erschlagen wurden.

Zu langen Bändern hatten wir nicht Zeit, und so griffen denn unsere Hände in den fließenden Erdblock. Ein gewaltiger Ruck, und zu unserer Freude lagerte über uns das Lehmbündel gleich einer Platte. Nahe der Grabenwand dort, wo die Erdmasse abgerissen, blieben zwei winzige Löcher, welche genügend Luft in unsere Brust eindringen ließen. Es war höchste Zeit! Das Gewehrfeuer aus dem Dorfe kam unterdessen immer näher; die feindlichen Schützen suchten ganz in der Nähe ihres Vertekts Deckung und eröffneten ein mörderisches Feuer.

Deutsch hörten wir die Kommandos des auf dem uns überdachenden Block liegenden Kapitäns. Die leeren Patronenhüllen fielen in den Graben, Füße trampelten auf den unsrigen herum, stiegen auf unsere Unterkörper, daß mein Freund laut aufschrie, während ich eins um andere Mal die Zähne zusammenknirschte, um nicht ebenfalls vor Schmerz laut aufzuschreien. Die Gedanken, welche uns in jenen schrecklichen Augenblicken beherrschten, mochten anfangs grauig sein, aber als die Schieberei ungefähr eine halbe Stunde lang gedauert hatte, konnte ich gar nichts mehr denken, außer mein nicht bald die Unsrigen kommen, dann müssen wir beide uns die verloren geben. Wäre es nicht Nacht gewesen, so hätten uns die feindlichen Schützen bald entdecken müssen, denn unsere Füße mußten längst stellenweise bloßgelegt sein. Ich verpürte beispielsweise ganz deutlich die auf meine Knie herabgeworfenen Erbsen und leeren Patronen und jede geringfügige Bewegung des auf meinen Füßen plattierten feindlichen Schützen.

Doch damit nicht genug, auf einmal gab das über unsere Oberkörper gelagerte Lehmbündel nach, brach mitten entzwei und die untere Hälfte lagerte, durch das Gewicht des feindlichen Anführers beschwert, auf unseren Armen wie ein Schnaubstoch. So blieb uns nichts anderes übrig, als die in Mund- und Nasenöffnung tollenden Erbsenstücke pustend zu entfernen.

Jetzt brach eine größere Masse von dem uns noch etwas Luft und Raum gewährenden, über uns gelagerten Lehmbündel. Mein Kamerad stieß einen markdurchdringenden Schrei aus. Verloren! Nun wird man uns suchen, wird der Gegner uns finden? So rasch dieser Gedanke auch in meinem Hirn auftauchte, so rasch wurde er durch das brennendste „Hurra!“ unserer stürmenden Landsknechte wieder verdrängt. Die Füße trampelten nicht mehr auf uns herum, der Feind stob davon, und nun patsch — patsch — „Hilfe! — Hilfe!“ gellte es aus dem Munde meines Freundes, und „Kameraden, Vorwärts! — Vergott, mein Magen!“ rief ich aus Verbestrafen.

Es waren wirklich die Unsrigen, welche in dem halbzerfallenen Graben herbeigesprungen kamen und dem stehenden Feinde von da aus ein mörderisches Feuer nachsendeten.

Dermischtes.

Die Geheimnisse eines menschlichen Wagens. Was manche Menschen alles in ihren Wagen hineinpraktizieren können, ist geradezu fabelhaft. Die Verdichte der Fremdkäufer wissen davon ein Lied zu singen. Der Doktor dieser „Allerheiser“ dürfte wohl aber einem holländischen Kranten zuzupredigen sein, über den der holländische Arzt Jaffe Meuring folgendes zu berichten weiß: Der Mann wurde ins Krankenhaus wegen einer schweren Verdauungsstörung eingeliefert, und er behauptete bis zu seinem Tode, der an Augenentzündung erkrankte, daß er keinen Fremdkörper verschluckt habe. Die Sektion strafte seine Worte Lügen. Schon in der Speiseröhre fand man den hölzernen Knauf eines Türdrückers von der Größe einer Nuss. Der Wagen selbst, dessen Innenwand zahlreiche verarbeitete Wunden zeigte, enthielt die mannigfaltigsten Gegenstände aus Kupfer, Eisen, Zink, Blei, Glas, Holz und Porzellan. Darunter fanden sich Nadeln, Agraffen, Kettenstücke, Stücke von Schiffsseilen und von Schloßern, ein kleines Federmesser, zwei Norklöcher, zahlreiche Fingerlinge, der Verschluß einer Seltenerflasche, Manichettenknöpfe, eine Patrone mit Kugeln und anderes mehr. Die Zahl der Stücke betrug 400 und ihre Gesamtlänge betrug 760 Gramm.

Die nördlichste Bahn der Welt. Im Januar ds. J. ist in Schweden eine Eisenbahnlinie dem Verkehr übergeben worden, die den Anspruch darauf macht, die nördlichste in der Welt zu sein. Sie geht an Struna nach Niksgården und ist 180 Kilometer lang. Ihr Ausgangspunkt liegt bereits 140 Kilometer nördlich des Polarkreises. Die Bahn dient hauptsächlich dem Transport von Eisenerzen nach dem notwendigen Hafen Narvik, der trotz seiner nördlichen Lage das ganze Jahr über eisfrei ist. Die Erzzüge bestehen aus 40 schweren Waggons, die von zwei Lokomotiven gezogen werden. Da Schweden nicht über eigene Kohlen, wohl aber über hinreichende Wasserkraft verfügt, wird die Bahn, wie der Promethes berichtet, elektrisch betrieben. Den Strom liefert ein am Porjusfall errichtetes Kraftwerk, er hat zunächst eine Spannung von 80 000 Volt, die in Intervallen auf die für die Lokomotiven passende Spannung herabgesetzt wird.

Was denkt der Schuft?

Es zogen Sechsjährige hinaus
Und trugen, jung gestrafft, des Kriegs Beschwerden.
Die hart verdiente Nuss verschmähen sie
Und lößen sich vom liebgehabten Herde.
Sie dachten: Unser Leben blüht von vorn! —
Was denkt der Schuft?

Er denkt: Wie wüde ich mit meinem Korn?
Es stürmten Sechsjährige zum Kampf
Und dachten nicht, im Mutterarm zu warten,
Ein ganzes Leben — ihnen galts so viel,
Um Droschen auszufüllen oder Sedarten.
Sie dachten: Wer vom Feinde fällt, stirbt nie! —
Was denkt der Schuft?

Wie hoch verschäufere ich mein Vieh?
Und Mütter setzten in das graue Spiel
Drei Söhne, vier und mehr, so viel sie hatten,
Sie zahlten in den Schatz des Vaterlands
Mit Kindesblut und mit dem Blut der Gatten.
Sie dachten: Siegt mein Volk, so lohnt der Kauf!
Was denkt der Schuft?

Er denkt: Wie treib ich meinen Jins hinauf?
Und kommen wird der Tag, da Blumen blühen
Aus jedem Grab, in das ein Glüd versank,
Und kommen wird der Tag, da Lehren stehen
Auf jedem Grund, der Blut und Tränen trank,
Und Deutschland preist sein eisernes Gesicht!
Was denkt der Schuft?

Er denkt nicht mehr, er hängt, wilts Gott, am Strid!
Otto Ernst.

*) Er wird nicht hängen, sondern Otto Ernst. Wahrscheinlich fährt er im Auto an die besche.